

*Der Schriftsteller (...) ist ein Mann, allein, oft in der traurigen Rolle der Cassandra unter den Trojanern, er ahnt immer, wo die ewige Bastille steht und wie sie sich tarnt, und seine bloße, seine unzeitgemäße, seine ungesicherte, seine täglich erkämpfte vogelfreie Existenz zersetzt doch allmählich jede Mauer.*

*Wolfgang Koeppen*

*Wahrhaftig, diese Nachwelt wäre sehr undankbar, wenn sie mich ganz vergessen würde – mich, der ich mich so oft an sie erinnert habe. (...) Die Nachwelt beginnt erst in dem Augenblick, wenn wir nicht mehr sind; aber bereits lange zuvor spricht sie zu uns; glücklich ist, wer ihr Wort tief im Herzen bewahrt hat.*

*Denis Diderot*

*Das Morgen ist im Heute bereits gegenwärtig. Die Zeit vergeht nicht von der Vergangenheit her, sondern von der Zukunft ausgehend.*

*Pierre Lepape*

Helmut Marterns 2025

## **Nur Cassandra unter den Trojanern?**

### **I.**

Harald ist erschöpft. Eine solche ganztägige Veranstaltung ist er nicht mehr gewohnt. Und dann noch eine mit einem derart vollgepackten Programm. Ein Vortrag ist auf den nächsten gefolgt. Die Zeit für Diskussionen ist denkbar knapp bemessen gewesen, die Mittagspause eigentlich zu kurz. Ganz wenig Spielraum für Gespräche am Rande. Doch eigentlich hätte er genau damit rechnen sollen. Schließlich hatte ja Wolfgang diese Tagung auf die Beine gestellt – so wie immer schon. Nur gut, dass sein eigener Beitrag fast gleich zu Beginn platziert gewesen ist. Am späten Nachmittag hätte er seinen kurzen Vortrag vermutlich nicht einmal mehr vernünftig ablesen können. So ist es immerhin noch ein halbwegs frei vorgetragenes Referat geworden. Aber auch darin war er nicht mehr wirklich gut geübt. Sein letzter größerer wissenschaftlicher Vortrag lag ja schon etwa fünf Jahre zurück. Sicher, er hatte noch seine Routinen. Aber schon lange hat er nicht so deutlich verspürt wie an diesem Abend, dass er alt geworden ist.

Immerhin, für den Rückweg nach Hause hat er nur zwanzig Minuten benötigt. Mit einer Flasche Wein, einem Stück von dem Braten, der von seinem gestrigen Mittagessen übrig geblieben ist, sitzt er nun an seinem Schreibtisch. Er isst das kalte Stück Fleisch, trinkt ein wenig Wein und denkt nach. Auch wenn er geschafft ist, ein paar Stichpunkte will er wenigstens noch festhalten. Das ist bei ihm gute alte Übung. Vielleicht schreibt er morgen sogar noch ein Gedächtnisprotokoll. Schließlich ist ihm diese Tagung besonders wichtig, ja er hat selbst einen wesentlichen Impuls dazu gegeben, dass Wolfgang sie organisiert hat. Mindestens per Email werden sie sich

auch noch über das Ergebnis austauschen. Aber er fährt den Rechner noch nicht hoch. Er denkt nach.

Bei Wolfgangs Geburtstag hat er von einer Veranstaltung ihres früheren Instituts berichtet. Auf ihr sah er sich mit dessen heutiger Wirklichkeit konfrontiert. Die jetzige Geschäftsführung, eingebunden in die Zwänge des Wissenschaftsbetriebs, hat ihre Erfolgsgeschichte der letzten zehn Jahre präsentiert. Sie hat das alte Institutsprofil noch immer vor sich hergetragen. Das stand für Arbeitsforschung; für Praxis- und Politiknähe, die Verankerung in wichtigen Bereichen außerhalb der Universität. Tatsächlich aber hatten sie in den letzten Jahren dem allgemein vorherrschenden Weg der Forschung zurück an die Universitäten folgen müssen. Im Grunde kämpften sie jetzt um einen anerkannten Platz innerhalb des Mainstreams sozialwissenschaftlicher Forschung. Vor allem ging es der jetzigen Geschäftsführung um ein spezifisch neues Profil, um mehr Anerkennung im Kernbereich akademischer Debatten. Als Universitätsinstitut und Teil einer sozialwissenschaftlichen Fakultät an einer technischen Universität, kam es ja auch darauf an, das eigene akademische Profil zu schärfen. Hohe Drittmittelanteile im Budget blieben aber als Erfolgsausweis wichtig. Nicht zuletzt dafür hatte das Institut einen Preis erhalten, dessen Verleihung Anlass für die Tagung gewesen ist. Vor allem aber ist es den Veranstaltern darum gegangen, Leistungen auf dem Feld einer innovativen Erneuerung von Wirtschaft und Gesellschaft zu präsentieren. Mit der früheren Arbeitsforschung hatte das nur noch wenig zu tun. Praxis- und Politiknähe dienten weiter als ‚Aushängeschild‘, Vorrang hatte längst Anderes. Die alten Prioritäten. – noch dazu mit dem früher so immens hohen Anspruch, nach Kräften ‚gegen den Strom‘ zu arbeiten – akademisch wie politisch –, letztlich also um Impulse für eine andere Praxis zu geben, konnten und sollten kaum mehr verfolgt werden.

Hörte man genau zu, war der Wechsel der Leitorientierung unverkennbar. Im Kern ging es nun um soziale Innovationen als *neue soziale Praktiken, die die großen gesellschaftlichen Herausforderungen des 21. Jahrhunderts adressierten* - so der Tenor des Vortrags des Institutsdirektors. Weltweit fände man da viele Beispiele. In einem EU-geförderten Projekt sei man dem nachgegangen. Wichtig seien Infrastrukturen für soziale Innovation wie Transferstellen, Gründerinitiativen, strategische Allianzen, Zentren sozialer Innovation. *Für ein lernendes Ökosystem komme es darauf an, Knoten im Netz besser zusammenzubringen*, war eine weitere Worthülse dieser Art. Einen auch nur kleinen bedauernden Hinweis darauf, dass im örtlichen Innovationsknoten die für die Gewerkschaften wichtige Kooperationstelle Wissenschaft-Arbeitswelt gerade gestrichen worden ist, hat er sich verkniffen. Auf konkrete Beispiele, wie strategische Allianzen zustande gekommen sind und um welche Innovationen es dabei ging, ob und inwiefern sie ökologisch richtungsweisend sein könnten, ist er an keiner Stelle seines Vortrags zu sprechen gekommen. Zur Arbeitsforschung, mit der Wolfgang und er über dreißig Jahre hinweg die Geschichte des Instituts mitgeprägt hatten, hat er kein Wort verloren. Seine Vorgänger als Institutsdirektoren ließ er ungenannt.

Dem Oberbürgermeister der Stadt ist es so vorbehalten geblieben, die 75 jährige Erfolgsgeschichte des Instituts mit sicherlich recht unterschiedlichen Phasen immerhin zu erwähnen. Er hat auf die ‚Zeitenwende‘ mit ihren vielfältigen, einander überlagernden Krisen hingewiesen, daraus Anforderungen an eine kritische Sozialforschung heute abgeleitet: Wir lebten in einer derzeit ein wenig ratlosen Gesellschaft, es sei dringlich, nicht nur über Instrumente sondern auch über Ziele zu sprechen. Die Sozialwissenschaften könnten und sollten da Orientierung geben. Das Institut heute aber folgte eher dem Selbstlauf der Zeit. Nur der Rektor der Universität, ein Quantenphysiker, hat sich später pointiert zu den Herausforderungen des Klimawandels geäußert, die Akquisestärke des Instituts gelobt, im Übrigen jedoch betont, dass die Sozialwissenschaften eben nicht seine Disziplin seien.

Daraus, dass die beiden so nicht nur einen Bruch, sondern auch eine Ignoranz gegenüber der Geschichte ‚ihres‘ Instituts erkennen mussten, ist die Idee zu ihrer Tagung heute entstanden. Wolfgang hat deren Organisation in die Hand genommen. Er hätte den Akzent auf einen durchaus auch selbstkritischen Rückblick im Kontrast zu heute legen können, auf die Erfolge und Grenzen des von ihnen langjährig verfolgten Ansatzes; danach dann auf Möglichkeiten zu seiner Fortsetzung im Blick auf neue Herausforderungen heute. Ihm ist es aber darum gegangen, das alte Profil „ihres“ früheren Instituts in Erinnerung zu rufen und von Neuem stark zu machen. Immerhin ein wenig Selbstkritik hat er, Harald, in seinem Beitrag über das erste Jahrzehnt ‚ihres‘ Instituts unterbringen können. Ein daraus folgender Blick auch auf das, was sie selbst im Weiteren aus ihren frühen Ansätzen gemacht haben, war im Tagungsablauf nicht vorgesehen. Ohnehin hatte die neue Institutsleitung nur Grüße übermittelt, sich aber nicht an einer Tagung beteiligt, auf der es um Perspektiven aus alter arbeitsforscherischer Tradition heraus gehen sollte; aus Wolfgangs Sicht ums Weitermachen.

Aus Haralds Blickwinkel, hätte beides sein Recht gehabt, der selbstkritische Blick zurück auf frühere wissenschaftliche Ansprüche und der nach vorne. Am alten Institut hat es beides einmal gegeben – jedenfalls nach seinem Verständnis und in den besten Jahren der Institutsgeschichte. Der letzte frühere Institutsdirektor hatte sehr zäh daran gearbeitet, wohlfundierte Forschung und große Praxisnähe eng miteinander zu verknüpfen. Er ist daran gescheitert - letztlich, weil er sich selbst zu allererst als ‚Macher mit persönlichen hoch ambitionierten Anspruch verstanden hat. Zuletzt hat er allein noch seinen Blick gelten lassen. Aus zäher Beharrlichkeit ist Sturheit geworden. Produktive Fragen, auch Zweifel anderer wurden kaum mehr zugelassen – sicherlich auch aufgrund eines wachsenden Drucks von außen. Neuen Herausforderungen ist man so kaum gerecht geworden. Er, Harald hatte damals eher zu denen gehört, die immer wieder zuerst neu verstehen wollten - auch verstehen, woran es liegen mochte, dass das mit dem Bessermachen in ihrem Sinne stetig schwieriger wurde.

Für solche Fragen hätte er auch heute gerne Raum gehabt. Doch dafür ist kaum Platz geblieben. Am Ende hat er darauf verzichtet, die kurze Abschlussdiskussion zu

nutzen, seine Fragen immerhin noch anzureißen. Zum einen war er selbst da schon ziemlich platt. Zum anderen hatten zuletzt zwei Jüngere ihre Vorträge gehalten. Sie waren erst in den letzten Jahren ‚ihres‘ früheren Instituts dort eingestiegen, dann weitergezogen. Nun versuchten sie anderenorts, arbeitspolitische Initiativen praktisch neu anzustoßen. Es ging ihnen um die Herausforderungen, denen sie sich ganz praktisch gegenüberstehen, um Erwartungen an die Arbeitsforschung anderer, die sie deshalb hatten. Am Schluss der Tagung konnte es da aus Haralds Sicht nur noch darum gehen, sie zu ermutigen, nicht aber darum, eine Grundsatzdiskussion neu anzureißen.

Vielleicht ist es auch dieser Tagungszuschnitt, der ihn so erschöpft hat, denkt er jetzt. Jedenfalls ist er unzufrieden. Er ist müde. Ganz sicher aber kann er noch nicht schlafen. Nachdenklich versucht er, seine Gedanken zu ordnen. Im Grunde scheint es ihm nicht länger aussichtsreich, vertraute wissenschaftliche Zugänge zur sozialen Wirklichkeit verbissen zu verteidigen, sie weiter zu verfolgen wie bisher. Darauf aber ist diese Tagung angelegt gewesen. Manches war sicher informativ, sogar spannend. Ihn jedoch reizt das kaum mehr. Den Versuchen, nunmehr im Mainstream wissenschaftlicher Debatten mit zu schwimmen und sich zu behaupten, kann er erst recht nichts abgewinnen. Gewiss, die gegenwärtigen Spielräume, anders zu verfahren, mögen ziemlich klein geworden sein. Aber ‚Weichspülprogramme‘ im Angesicht wachsender Krisendrohungen, kann es das sein? Zudem hat er längst andere, große Zweifel. Arbeitspolitik als der zentrale Hebel gesellschaftlicher Veränderung, die immer noch abhängig Beschäftigten als deren zentraler Akteur, das steht für ihn in Frage. Sein eigenes Lebensprojekt, untrennbar eng verknüpft mit solchen Hypothesen und mit ‚seinem‘ alten Institut, sieht er heute als gescheitert an, erfolgreich gescheitert allenfalls.

Längst schon ist er auf einem anderen Weg: weg vom Kern langjährigen wissenschaftlichen und (arbeits)politischen Engagements. Politischen Herausforderungen der Zeit hat er sich zuletzt deutlich anders und neu weiter ausholend zugewandt. Vor allem aber hat er sich von Neuem grundlegend mit philosophischen Fragen auseinandergesetzt. Literarische Philosophen und philosophische Literaten sind für ihn wichtig geworden. Ein wenig hat er sogar damit begonnen, selbst auch literarisch zu schreiben. Nun sitzt er grübelnd da. An der Wand ihm gegenüber stehen die Schriften einiger, die ihm inzwischen äußerst wichtig sind. Die Autoren dieser Bücher sind Leuchttürme für ihn, die ihm seit Langem Orientierung geben. Sorgsam aufgereiht stehen sie da, erkennbar durchgearbeitet, meist mehrfach gelesen.

## II.

An einigen Arbeiten des großen radikalen Französischen Aufklärers Denis Diderot und manchen Büchern, die über ihn geschrieben wurden, bleibt sein Blick hängen. Seiner eigenen Zeit ist er weit voraus gewesen. Inspiriert durch wissenschaftliche Erkenntnisse von Zeitgenossen, wie dem Zoologen Comte de Buffon oder dem

Geologen Baron d Holbach hat er die Evolutionstheorie Darwins vorweggenommen - philosophisch denkend einhundert Jahre vor ihm. Am Ende seines Lebens hat er dazu angesetzt, gegen den Niedergang absoluter Herrschaft, politisch auf Demokratie zu setzen. Sich praktisch einzumischen hat zu seiner Zeit viel Mut erfordert. Er hat ihn aufgebracht. Seine beharrlichen Anstrengungen, philosophisch, wissenschaftlich, literarisch, politisch, sind beeindruckend. Am Ende blieben ihm der skeptische Blick zurück und die Hoffnung auf die Nachgeborenen. Doch er selbst blieb gelassen. Zu den Siegern seiner Zeit hat er ganz sicher nicht gehört. Schon zu Zeiten der Französischen Revolution, da war er gerade seit acht Jahren tot, war er als großer Denker fast vergessen. Das blieb so für sehr lange Zeit. Erst vor wenigen Jahrzehnten ist er wirklich neu entdeckt worden. Auf Wikipedia findet man zu ihm noch immer gerade eben eine Seite. Immerhin gute Bücher über ihn gibt mittlerweile es so einige. Darin wird er gefeiert als erste Verkörperung der Figur des modernen Intellektuellen und als großer Philosoph.

All das geht Harald durch den Kopf. Er lehnt sich zurück. Was würdest Du uns heutigen zu sagen haben, fragt er sich. Für Dich war es ein Aufbruch, uns Menschen als Teil der Natur zu sehen, getrieben von unseren Leidenschaften, Vernunftwesen sicher auch, doch nie frei von unserer Passion. Es ging dir also um ein klarsichtiges und gelassenes Erkennen unseres Platzes in der Natur als hochintelligente, emphatisch veranlagte Primaten. Du hast darauf gesetzt, dass Deine Nachgeborenen vernünftiger würden handeln können als die Menschen deiner Zeit. Ihre Freiheit, das zu tun, hast du stets hochgehalten – gegen die Skepsis deiner Freunde, die uns eher letztlich hilflos sahen, unterworfen den Gesetzen der Natur. Er grübelt: Wirklich radikal, aber auch widersprüchlich hast du stets gedacht, denkt er bei sich. Er hat des Philosophen Bild vor Augen: Schlichte Kleidung, keine Perücke, hohe Stirn, freundlicher Blick.

Ja, was hätte er heute wohl zu sagen? Andere haben ihn sprechen lassen über sich und seine Zeit. In den Widersprüchen seiner spätf feudalen Gesellschaft habe er gelebt. Seine Aufgabe habe er darin gesehen, sie tanzen zu lassen, diese Widersprüche, selbst auf ihnen zu tanzen und sie auszunutzen. Er habe im inneren der Macht gelebt. Draußen zu bleiben hätte ihm nur dazu gedient, sein schlechtes Gewissen zu besänftigen. Wenn man ihm ein Verdienst zusprechen wolle, läge es vielleicht darin, dass er der erste gewesen sei, der jene Machtstrukturen begriffen habe, mit denen es von nun an jeder Intellektuelle zu tun haben würde.

Diese Worte hat Umberto Ecco ihm in den Mund gelegt, ähnliche Hans Magnus Enzensberger. Auch sein Buch über Diderot steht da im Regal. Harald schließt die Augen, sinnt weiter nach, fast schon zwischen Schlaf und Traum.

„Ja vielleicht“, würde sein Diderot nun sagen, „stehe ich hier zu Recht bei denen, die du Leuchttürme nennst, vielleicht kann ich ein wenig Orientierung geben, dann jedoch als Philosoph und Wissenschaftler. Immer wieder habe ich gewagt, neu und weiter zu denken, auch gegen mich selbst. Es gibt keinen Standpunkt und keine Formel, die uns die Vielfalt unserer Welt erschöpfend erfassen lassen, einer Welt, die

sich stetig verändert. Es gibt einfach mehr Gegenstände zwischen Himmel und Erde, als unsere neueste Schulweisheit sich gerade träumen lässt. Einer meiner Biographen schreibt ja ganz zu Recht, dass mein Projekt, die Enzyklopädie des Wissens, eine Neuerung gewesen sei, ein Gewaltstreich geradezu. Über zwanzig Jahre hinweg hat dieses Großprojekt alle meine Kraft gefordert. Doch als sie endlich fertig war, die Enzyklopädie, war sie ein vorläufiges Gebäude. Von Neuem hätte man mit dem Projekt beginnen müssen Gerade abgeschlossen konnte man gut sehen, wie fehlerhaft der Bau gewesen ist - als Abbild zweier Bewegungen, die sich fortsetzen: des menschlichen Denkens und der Natur.

Einer meiner Biographen hat das später so geschrieben. Er hat gemeint, ich hätte nur die Mängel dieses Werks gesehen – und das nicht nur weil Le Breton, der federführende der Buchhändler-Verleger, die daran beteiligt waren, seine letzten zehn Bände verstümmelt hat. Einer Selbstzensur hat er sie eigenmächtig unterzogen. Ich hätte sie wohl von der ersten bis zur letzten Zeile umgearbeitet, meint mein Biograph, wäre da nicht die Erinnerung an zwanzig Jahre Zwangsarbeit gewesen. Die allein habe mich davon abgehalten. Nun gut, die Arbeit an dem Werk wurde mit den Jahren zu einer Last. Zwangsarbeit jedoch ist deutlich übertrieben. Auch mich trieb ja meine Leidenschaft. Aber ich war erschöpft, wollte Neues beginnen. Sonst aber hat er durchaus Recht.“

Harald nickt schwach, oder nickt er ein? Vage geht ihm durch den Kopf, dass der, mit dem er gern so sprechen können würde, in der Verfolgung seiner Arbeit dazu hat helfen wollen, Denkende und praktisch Schaffende miteinander zu verbinden. Gleichberechtigt ist deshalb in seinem Werk auch die Behandlung von nichtkünstlerischer Praxis. Er hat die Manufakturen seiner Zeit aufgesucht, sich den Stand der Technik dort erklären lassen. Wenn man so will, hat der Philosoph schon zu seiner Zeit geradezu frühe Formen empirischer Arbeitsforschung gefunden. Jedoch am Ende, da hat er erkennen müssen, dass sein Aufklärungsprojekt es allenfalls so eben in die Vorstädte von Paris geschafft hatte.

„Sag was dazu“, murmelt er vor sich hin, ich will mich nicht vergleichen. Ich bin bescheiden. aber ich seh' in diesem Punkt doch Parallelen“: „Das habe ich ja in einem Brief geschrieben“, lautet die Antwort, „dass das Interesse an der Wahrheit es verlangt, dass Denkende und Sachaffende sich verbinden. Dann wäre der Theoretiker davon befreit, sich abzumühen, letztlich womöglich folgenlos; und der Praktiker hätte ein Ziel, bei der unendlichen Mühe, die er sich gibt. Jeder könnte in einem solchen philosophischen Bund seine Rolle spielen. Und es ist wahr, praktisch solch einen Bund zu schmieden, das ist selbst ein sehr hoch gestecktes Ziel.“ Fast meint Harald nun, dass um des großen Denkers Mund ein feines Lächeln spielt, und der fährt fort. „Das habt Ihr wohl auch versucht. Nur habt ihr bereits die Rolle des Theoretikers nicht so ganz erfüllt. Andere nach euch sollten daraus lernen, und sie müssen es nun eben besser machen.“

Nach einer kurzen Pause fährt der fort, so will es Harald scheinen „Der Gesellschaft, ständig in Bewegung und Veränderung begriffen, darf man nicht, noch weniger als der Natur, festgefügte Wahrheiten unterlegen – und so dogmatisch werden. Was man gewonnen hat an Wissen, gilt es zum Ausgangspunkt zu machen für neue Hypothesen. Stets gibt es eine Fülle neuer Möglichkeiten. Auch politisch sind die denkbaren Formen unserer Freiheit nie erschöpft. Und wie man weiß“, ihm scheint, dass er nun wirklich lächelt, „habe ich diese Maxime hochgehalten, sehr zum Schaden meines Rufs als Wissenschaftler. Die großen Akademien meiner Zeit haben mich, von Preußen einmal abgesehen, nie aufgenommen. Doch man kann ganz gut damit leben.“

An seinem Schreibtisch, tief nach vorn gebeugt, irgendwie im Übergang zum Schlaf, fühlt Harald sich nun angesprochen. „Zuviel der Ehre“, möchte er erwidern, „deine Kritik trifft sicher zu, aber du bist der Leuchtturm. Ich hinke dir nur hinterher, philosophisch-wissenschaftlich. Wir wollten anknüpfen an einen ganz bestimmten Strang des aufklärerischen, wilden Denkens deiner Zeit. Andere sahen den damals philosophisch schon höchst kritisch, ohne deshalb den Irrtümern unserer Zeit zu erliegen. Gut, wissenschaftlich haben sie ihn vielleicht unterschätzt, den guten alten Marx. Die Schriften einiger von ihnen stehen dort in dem Regal dicht neben deinen. Viel zu lange habe ich gebraucht, das richtig zu verstehen. Nun bin ich alt, bin zu erschöpft, noch einmal von Neuem anzusetzen. Was mir so bleibt im Angesicht wachsender Krisendrohungen und Krisen meiner Zeit ist Melancholie, so scheint es. Ein Blick zurück, auf meine Lebensspanne wie auch auf die Geschichte der Generationen vor mir. Deren Handeln hat das von uns heutigen bedingt. Von Irrtümern war es kaum weniger geprägt als meines. Mithin bleibt, was etwa die beiden geschrieben haben, deren Werke dicht neben deinen stehen.

Bei der einen lese ich, dass unsere Welt immer ein Produkt der Menschen ist, eben das menschliche Kunstwerk. von uns Sterblichen zu unserer potenziellen Unsterblichkeit erbaut. Es sei stets bedroht: von der Sterblichkeit derer, die zuletzt daran gebaut haben, und von der Gebürtlichkeit derjenigen, die neu kommen, die Arbeit an ihm fortzusetzen und in ihm zu leben. Aber unsere Welt bedarf dieser Anfangenden. Sie muss immer wieder neu begonnen werden. Und bei dem anderen finde ich dazu den Satz, dass die Jugend so immer am gleichen Ufer steht.“

Das klingt poetischer, doch hilft es weiter? So will er gerade weiter denken. Da schreckt er an seinem Schreibtisch auf. Sein rechter Arm ist von dessen Kante abgerutscht. Er braucht einen Augenblick, sich zu besinnen, blickt auf die Regalwand. Dort ist niemand, der mit ihm gesprochen hat. Nur Bücher stehen dort. Auch die der beiden, Hannah Arendt und Albert Camus, deren Worte ihm zuletzt im Halbschlaf gegenwärtig wurden. Ebenso die mancher anderer, vor allem vieler Literaten, die ihm zunehmend wichtig sind. Er wirft noch einen Blick darauf, achtet nicht auf das noch halb gefüllte Rotweinglas, löscht die Schreibtischlampe. Seine Notizen hat er an diesem Abend nicht mehr festgehalten, Vielleicht rafft er sich morgen dazu auf. Seine Gedanken sind zu anderem abgeschweift.

Melancholie ist das Stichwort, denkt er als er endlich im Bett liegt und dem Fluss seiner Gedanken noch immer nicht ein Ende setzen kann – oder das Verstummen nach dem Scheitern. Friedrich Hölderlin und Heinrich Heine, deren Werke in der nächsten Bücherreihe stehen. Der eine mit dem Blick aus Württembergischer Provinz auf die großen Umbrüche seiner Zeit. Denkend und dichtend wollte er eine Württembergische Revolution nach dem Vorbild der Französischen mitgestalten, wie er meinte, als Literat mit ganz besonderem Gewicht. Da hat er sich getäuscht und das zuletzt wohl auch erkannt. Ausgegangen ist er von einer Idee des Menschen, die religiös, idealistisch blieb – und die hat weiter fortgewirkt. Er ist verstummt als er gesehen hat, dass seine großen Hoffnungen getrogen hatten. Oder Heinrich Heine, der als Dichter dreißig Jahre später, für die Freiheit kämpfen wollte - auf Hegels Philosophie gestützt wie auch Marx -, dafür die Trommel schlug. 1848 aber hat er doch eher zweifelnd das neuerliche Scheitern der Revolte kommen sehen.

Weshalb denkt er jetzt darüber nach? Er ist müde, er möchte schlafen, doch der Fluss seiner Gedanken droht gerade wieder Fahrt aufzunehmen. Er wälzt sich auf die andere Seite, konzentriert sich ganz auf seine Atmung, müht sich innerlich abzuschalten. Döst er endlich ein? Nein, nun meint er gar, den Turm zu sehen, oder die schwimmenden Hölderlintürme, möwenumschwirrt. Ihm scheint fast, dass er dessen Stimme Pallaksch, Pallaksch rufen hört. Der will mit keinem Sprechen, wird dort weiter sitzen. Seine glühende Hoffnung, „dass die ganze Gestalt der Dinge sich wandelt“ ist dahin, mit ihm eingemauert in dem Turm. Er ist verstummt. Spräche einer „von dieser/Zeit, er/ dürfte/nur lallen und lallen,/immer-,immer-/zuzu.“ So hat das ein anderer großer Lyriker deutscher Sprache über ihn geschrieben.

Es denkt weiter in ihm. Auch spätere sind wichtig, geht es ihm, durch den Kopf. Wolfgang Koeppen oder Christa Wolf: Der eine ein stets scharfer Beobachter seiner Zeit. Das intellektuelle Engagement, praktische Stellungnahmen lagen ihm als Dichter fern, doch hell-sichtig ist er gewesen. Nach der Nacht des zwanzigsten Jahrhunderts sind ihm die Ideen der Aufklärung nur noch wie ein hell flackerndes Irrlicht erschienen. Die andere hingegen war, nach dieser Nacht, der Hoffnung auf den großen Neuaufbruch im kleineren Teil Deutschlands praktisch eng verbunden. Warum kommen sie alle ihm an diesem späten Abend in den Sinn. Diese vier, oder auch Camus. Schriftsteller, alle philosophisch fundiert, aber mit unterschiedlichen Zugängen zur Politik, oder auch nur zum intellektuellen Engagement. Sich nun, rechtschaffen müde und wirklich schlafbedürftig gedanklich ernstlich auf sie einzulassen, auch nur ein wenig nachsinnend, müsste neue Gedankenströme auslösen, die jetzt doch zu nichts führen werden. Nur des Todes kleinen Bruder Schlaf könnte jetzt helfen, diesen Tag hinter sich zu lassen. Und er will endlich schlafen. Nach einer Weile steht er unruhig wieder auf, holt sich ein Glas Cognac und ein Stück Käse. Manchmal hilft das, besser einzuschlafen, heute eher nicht. Es dauert bis er endlich Ruhe findet. Es wird ein unruhiger Schlaf.

### III.

Der endet damit, dass er das Trommeln des Regens auf dem Fenster hört. Unvermittelt sind ihm die Gedichtzeilen Heines gegenwärtig: „Schlage die Trommel und fürchte dich nicht, / Und küsse die Marketenderin! / Das ist die ganze Wissenschaft, / Das ist der Bücher tiefster Sinn.“ Es hat die Nacht über in ihm weiter gearbeitet, schießt es ihm durch den Kopf. Dann aber versucht er, wenigstens noch für kurze Zeit zu dösen. Doch der Strom seiner Gedanken fließt. Heinrich Heine, der Hegelschüler, von dem später Friedrich Nietzsche sagt, den höchsten Begriff vom Lyriker habe er ihm gegeben, steht ihm vor Augen. Zwischen Schlaf, Traum und Aufwachen meint er ihn fast zu hören – oder sich selbst beim wieder einmal nahezu druckreifen Formulieren: „Ja ich bin von der Folgerichtigkeit der Aufklärung überzeugt gewesen, von Kant bis zu Hegel. Und ich habe mir die Revolution in meinem Heimatland erhofft - wenn auch verspätet, sozusagen nachgeliefert. Eben wegen der größeren Radikalität des Denkens in Deutschland schien das folgerichtig – aber auch bedrohlich.“ Und dann wieder das Gedicht, nun die letzte Strophe: „Das ist die Hegelsche Philosophie, / Das ist der Bücher tiefster Sinn! / Ich hab sie begriffen, weil ich gescheit, / Und weil ich ein guter Tambour bin.“

„Schon wahr“, meint er nun eine leise Stimme aus dem Turm, zu hören, oder denkt er das bei sich, „aber stammen aus deiner Feder nicht auch die Worte ‚O Freiheit! Du bist ein böser Traum!‘ Ein Traum, der den Menschen unglücklich macht, weil er ihm eine Utopie als Ziel vorgaukelt“. Und bist Du nicht vor Deinem großen Deutschlandbuch zurückgeschreckt und hast es bei deinem Wintermärchen belassen? Hast Du nicht geschrieben: „Es wird ein Stück aufgeführt werden in Deutschland, wogegen die Französische Revolution nur wie eine harmlose Idylle erscheinen möchte?“ Hast Du nicht darauf verzichtet, deine scharfe Gegenwartsanalyse über sich hinauszutreiben? Hat sich nicht dein Blick getrübt, der „des Selbstdeuters und Geschichtsbetrachters in Furcht und Ekel. Geruch der Niedrigen und Dunstschwaden einer neuen Gläubigkeit?“ Doch nein, das wäre eine andere Stimme, die eines Literaturwissenschaftlers, der einmal Haralds Lehrer war.

Komische Weise, so aufzuwachen, denkt er bei sich – nach zu kurzer Nacht und nicht allzu erholsamem Schlaf. Noch weiter dösen will er auch nicht mehr. Seine Schriftsteller, die er in den letzten Jahren oft von neuem und sehr intensiv gelesen hat, helfen ihm so doch auch nicht weiter. Heute stehen erst einmal die Protokollnotizen zu der Tagung gestern an. Für einige Tage will er danach ausspannen. Hätte er eigentlich nötig, denkt er. Rauskommen aus dieser inneren Unruhe. Er rafft sich auf. Nachdem er geduscht hat, ist er endlich wirklich wach, zunächst einmal aber beschäftigt mit Routinen, den allmorgendlichen. Die laufen von selbst ab. Schließlich sitzt er an seinem Esstisch in der Küche, vor sich einen Becher mit Kaffee und eine kleine Schale mit Müsli: Haferflocken, Rosinen, einem klein geschnittenen Apfel, Milch.

Während er isst, blättert er in der Zeitung. Im Politikteil überfliegt er die Schlagzeilen nur. Er kennt das Elend der Welt, er erwartet kaum, dass sich da etwas aufhellen wird. Was er da sieht, lässt das auch nicht erwarten. Es gibt Berichte über Versuche,

es einzugrenzen, dieses Elend, es also zu verwalten, Kriege einzufrieren, den anwachsenden Rechtspopulismus einzudämmen. Immerhin ein Kommentator ist bemüht, Hoffnungsschimmer am Horizont zu entdecken, will ein klein wenig Zuversicht verbreiten. Auf der Wissenschaftsseite bleibt er hängen. Es geht um alternative Energien, grünen Wasserstoff, Perspektiven für die deutsche Stahlindustrie – auch ein Thema gestern auf der Tagung -, um den wissenschaftlich-technischen Fortschritt, der mittelfristige Lösungen versprechen soll. Tatsächlich, so denkt er bei sich, sind das Aushilfen. Sie sollen den Betrieb am Laufen halten. An Speicherkapazitäten für Solar- und Windenergie muss erst noch gearbeitet werden – und leider werden die wohl teuer sein. Fusionsreaktoren als die große, aber noch sehr ferne Lösung, wenn überhaupt, werden in dem Artikel zu Recht nicht behandelt.

Er ist ja davon überzeugt, dass ein technisch-wissenschaftlicher Fortschritt weiter gehen muss. Ohne ihn wird man Lösungen kaum finden. Aber das ist nicht der Königsweg. In blinder Gläubigkeit darf man ihn nicht beschreiten. Es braucht vor allem neue Wege auf dem Feld der Politik gegen das Elend dieser Welt. Doch welche lassen sich denken unter den selbsterzeugten Zwängen angesichts des Selbstlaufs einer Ökonomie, die geradezu entfesselt ist. Königswege gibt es nicht. Mehr Vernunft müsste Platz greifen – dort und vor allem auch in der Politik. Wieder ist er mit seinen Gedanken bei seinen Philosophen. Ein wenig aber auch bei der Literatur, bei Goethes ‚herrlich leuchtender Natur zum Beispiel‘. Der hat am Ende seines Lebens wohl gewusst, dass es einen ganz spezifischen wissenschaftlichen und technischen Fortschritt gab. Und der wusste auch, dass er dem analytischen Vorgehen einer Wissenschaft, die wissen wollte um zu machen nicht erfolgreich würde begegnen können - mit seinem so viel vorsichtigeren Zugang zu seiner hell leuchtenden Natur. Bei einem anderen Philosophen, Alfred Schmidt, konnte man das alles lesen. Der Goethe hat zugleich sehr klar gesehen, dass es mit diesem Fortschritt in Bezug auf Fragen von Weisheit und Glück höchst zweifelhaft gewesen ist. Die „Steigerung des geistigen Vermögens gehörte“ für ihn „einer hochgebildeten Zeit an“. Ob und wie die zu erreichen sei, war freilich nie sein Thema. Nach zehn Ministerjahren im Großherzogtum Weimar Eisenach ging es ihm darum, sich als Künstler wiederzufinden. In seinen ‚Reflexionen und Maximen‘ ist dann später nachzulesen, dass die Welt für ihn wie „eine Glocke“ sei, „die „einen Riss hat“; eine die klappert und nicht klingt. Gefolgert hat er dann daraus, dass sie es nicht wert sei, etwas für sie zu tun, diese Welt, dass es vielmehr darum gehe, „für die vergangene und die künftige“ zu „arbeiten“, den „Verdienst jener anzuerkennen“ und zu versuchen „den Wert“ dieser „zu erhöhen“. „Nichts“ war für ihn „schrecklicher als eine tätige Unwissenheit“ und die beste Regierung „diejenige, die uns lehrt, uns selbst zu regieren.“ Nur wie kam man dahin?

Damit ist Harald wieder bei ihrer Tagung angelangt, bei dem für ihn zentralen Thema, der Herausforderung zu einer weitergehenden Demokratisierung von Arbeit und Wirtschaft. Gegen „private Regierungen“ wäre sie geboten, denen gegenüber die abhängig Beschäftigten noch immer allenfalls Rechte haben, wie sie einmal für konstitutionelle Monarchien kennzeichnend gewesen sind. Davon ist er überzeugt. Er

beendet sein Frühstück, kocht sich noch einen weiteren Becher Kaffee und macht sich an die Arbeit. Seine Protokollnotizen hat er zum Mittag hin rasch festgehalten. Am nächsten Tag wird er sie nochmals gegenlesen und dann an Wolfgang mailen, dann vielleicht ein paar Tage lang verreisen, eins der noch ungelesenen Bücher aus dem Stapel auf seinem Nachttisch einpacken, längere Spaziergänge unternehmen, einen Museumsbesuch einbauen, oder auch zwei. Mal schauen, welchem Impuls er folgen wird.

Erst einmal bestellt er sich eine Pizza, ruht dann nachdem Essen ein wenig aus. Nach drei Stunden konzentrierter Arbeit ist eine Pause angebracht. Mittlerweile scheint die Sonne. Es ist noch ein warmer Frühlingstag geworden. Im Halbschatten sucht er sich auf der Terrasse einen Platz, entspannt sich wohlig auf der Liege, über sich die Zweige des Korkenzieherhasels, weiter oben ein Spinnennetz. Die Spinne kann er nicht entdecken. um sich herum ein, zwei Fliegen, auch mal eine Biene oder Hummel. Er döst ein wenig vor sich hin, vielleicht eine halbe Stunde lang. Dann kriechen erneut die Gedanken vom letzten Abend langsam an ihn heran. Ihnen folgend, hat es ja ganz offenkundig schon in der letzten Nacht weiter gearbeitet in seinem Kopf. Sie lassen ihn nicht los.

Er steht also auf, setzt sich erneut, einen frischen Kaffeebecher in der Hand, an seinen Schreibtisch. Ihm gegenüber wieder das Regal mit all den Büchern. Dort steht, was sie geschrieben haben, seine Dichter: Posthum müsste ich mit euch reden können, denkt er, euch Interviewen. Darin wäre ich ja wohl Experte. Posthume Gespräche, so wie Enzensberger sie mit Kurt von Hammerstein geführt hat, Preußischer General und Chef der deutschen Heeresleitung bis 1933 - und mit einigen von seinen Zeitgenossen. Aber weshalb? Die sind bei Euch ja überhaupt nicht nötig. Ihr seid ja Schriftsteller. Schreibend habt ihr Eure Welt bewältigt, nicht so handelnd wie dieser General, dem man nachspüren musste mit all den Mitteln, die einem Autor wie dem Enzensberger eben zur Verfügung standen - um zu verstehen, weshalb er dem, was er wohl drohend kommen sah, nicht energischer versucht hat zu widerstehen. So viele haben Kluges über euch geschrieben, sinnt er weiter. Man kann das alles lesen. Und wirklich viel von und über euch Geschriebenes hab ich doch auch parat. Sicher, in meinem Kopf ist das alles nicht sofort abrufbar, aber ich habe vieles von euch exzerpiert und kommentiert. Das ist doch zur Hand. Nachdenklich blickt er auf das Regal, überlegt. Dann wirft er seinen Rechner wieder an, scrollt sich durch seinen digitalen Zettelkasten. Vielleicht, denkt er bei sich, komme ich ja so mir selber auf die Spur, finde heraus, was mich so intensiv beschäftigt, was ihr mir sagen könntet oder wollt? Also beginnt er mit seiner nächsten Arbeit. Bei Heinrich Heine knüpft er nochmals an, öffnet einige Ordner, überfliegt Zitate und eigene Notizen.

Die Freiheit habe er einen bösen Traum genannt, weil der „immer wieder Menschen in den Irrsinn hinein hetzt, das Vergebliche zu wagen; wegen des Vergeblichen sich um ihr Leben zu betrügen“ Er stößt auf diesen Satz aus Ludwig Marcuses Heine-Buch. Der kennt Friedrich Nietzsche gut und erkennt in dem Dichter einen frühen

Vorläufer des großen, später verfälschten und verkannten Philosophen. Heines Helgoländer Briefe sind ihm der Beleg. „Die Menschheit (bewege) sich nach den Gesetzen von Ebbe und Flut“ ist dort zu lesen, und „Die Welt bleibt, nicht im starren Stillstand, aber im erfolglosesten Kreislauf“, dann aber wieder: „In Paris, lieben Freunde, hat der Hahn gekräht; das ist alles, was ich weiß“. Und am Ende des zweiten Buches seiner Denkschrift über Ludwig Börne, wo er das geschrieben hat - zehn Jahre später also, keiner weiß ganz sicher ob er es seinerzeit auf Helgoland ganz genau so empfand -, heißt es im Blick zurück. das Volk habe „geblutet und gelitten“ und den Sieg für die Bourgeoisie errungen während der Märzrevolution 1830. Doch der Dichter endet mit den Worten, dass es das nächste Mal „für sich selber“ kämpfen und den „wohlverdienten Lohn“ verlangen werde. Heines große Sorge in dieser Denkschrift jedoch ist eine ganz andere. Er fürchtet, dass sich „in dem Gemeinwesen unserer neuen Puritaner kein Platz“ finden werde „für Schönheit und Genie“.

Den „erfolglosesten Kreislauf“ wie Marcuse meint, zu deuten als Nietzsches „ewige Wiederkehr“ scheint Harald überspitzt. Sicher liege Wahrheit darin, dass der Dichter von „Tränen und Wünschen“ gelebt habe und nicht ein rauer Krieger werden wollte „unter dem Joch einer Kriegsparole“. Gewiss, er war Poet und kein Soldat, denkt er dann bei sich. Dass deshalb aber „Künstler zu sein eine anti-politische Existenzform“ sei, scheint ihm ganz und gar nicht folgerichtig. Der Hegelschüler Heine sah den Hegelschüler Marx zusammen mit Engels, denen er begegnete in Paris, immerhin als die Doktoren eben der Revolution, die er erwartet hat. Und Marx, als er Paris verlassen musste, hat geschrieben, dass er Heine „gerne mit einpacken“ würde und im Blick auf ihn erklärt: „Dichter seien sonderbare Käuze, die man ihre Wege wandeln lassen müsse“. Mit den „Maßstäben gewöhnlicher oder selbst ungewöhnlicher Menschen“ dürfe man sie nicht messen.

Heine blieb in Paris, „liebte immer die Wahrheit und verabscheute die Lüge“. So starb er, „ohne Vermögen und Würden“, hat der Schriftsteller Wolfgang Koeppen zu ihm geschrieben, knapp einhundert und zwanzig Jahre nach dessen Tod. Nach seinem eignen Bild des Schriftstellers hat er ihn gezeichnet – in einem seiner ‚Portraits der Meister‘. Ganz apodiktisch aber abzugrenzen und zu sagen, wie dies Marcuse später in Bezug auf Goethe tut, dessen Dichtungen brächten „nicht die Tat hervor“ - zugleich dann aber auch zu schreiben, die „Tat sei das Kind des Wortes“, aber Goethes „schöne Worte“ seien eben „kinderlos“, das verkennt, dass Worte wirken und immer wirken sollen – vor allem in der Politik, aber letztlich in der Dichtung auch.

Nachdenklich unterbricht er die Lektüre seiner eigenen Notizen. Worauf bist Du aus, denkt er bei sich. Geht's dir darum, beim Abschied von deiner Wissenschaft nun noch einmal genau zu prüfen, was du nunmehr eher literarisch schreibend, ernstlich anstreben kannst – mal abgesehen davon, dass du etwas tun willst, was dir Freude macht. Suchst Du nach Antworten, die andere für sich gefunden haben, andere, wirklich Große, mit denen du dich hoffentlich doch nicht vergleichen willst? Bist du dem Grunde nach schon wieder einmal auf dem Weg, an einem Arbeitsplan zu

basteln, dem du in einer weiteren Etappe deines Lebens folgen willst, nachdem du siehst, dass sich das mit Deiner Wissenschaft für dich ziemlich erledigt hat? Kannst du dich nicht endlich dazu entschließen, allein in Ruhe zu beobachten, vielleicht für eine Weile einfach nichts zu tun, als einfach nur die Schönheit dieser Welt, die es doch auch gibt, ganz an dich heranzulassen?

Eine kurze Weile sinnt er so vor sich hin. Dann sucht er nach den nächsten Ordnern, überspringt einige, will näher an seine Gegenwart heran. Zu Christa Wolf findet er einige Notizen. Seit dem Cassandra-Roman und ihren Frankfurter Poetik-Vorlesungen hat er sie für sich entdeckt. Als Schriftstellerin war sie politisch engagiert wie wenige. Über lange Jahre hinweg wollte sie helfen, in dem damals aus ihrer Sicht besseren Teil Deutschlands mit ihren Mitteln dazu beizutragen, neues aufzubauen – in ihrem Land, in dem der Sozialismus real niemals existiert hat. Kandidatin des ZK der SED war sie sogar für kurze Zeit. Ihr Cassandra-Roman allerdings entsteht, als dieser Lebensabschnitt hinter ihr liegt. Er ist ein Abgesang auf jenen Staat, in den sie lange Hoffnungen gesetzt hat. Über den großen Georg Büchner hat sie geschrieben, dass für den das Schreiben das Mittel gewesen sei, „sich mit der Zeit zu verschmelzen in dem Augenblick“ dichtester Konflikte und schmerzhaftester Annäherung. Für Büchner also nach dessen eigenem Scheitern als Revolutionär.

Nach der Nacht des zwanzigsten Jahrhunderts hat sie sich dem Versprechen eines Neuaufbruchs verschrieben – und sich getäuscht. Literarisch zu schreiben, sagt sie in diesen frühen Jahren, könne „erst beginnen, wem die Realität nicht mehr selbstverständlich sei“, um aber wirklich zu schreiben, sagt sie Jahre später, müsse man „schon ein wenig crazy“ sein. Zuerst, als sie beginnt Literatur zu schreiben, sieht sie darin ein Spiel mit Möglichkeiten, spricht von zeitsparenden Experimenten, durchgespielt auf dem Papier, sieht zugleich darin den Weg, „der Wirklichkeit des Menschen am nächsten zu kommen“, gar beizutragen zur „Hervorbringung neuer Strukturen menschlicher Beziehungen in unserer Zeit“. Weit entfernt von der Emphase Hölderlins zu Beginn des demokratischen Projekts unserer Moderne, schreibt sie also dem, was sie unternimmt, mittelbar doch noch politische Bedeutung zu. Zugleich sieht sie für die so Schreibenden, die Chance, „intensiver in der Welt zu sein, als Steigerung und Konzentration von Denken, Sprechen, Handeln.“

In ihrem letzten Roman schließlich geht es um Grenzen. Es sind die Grenzen des sozialistischen Traums, die des eigenen Umgangs mit der Einsicht, dass es die einmal als möglich, ja fast sicher geglaubten Zukünfte so jedenfalls nicht geben wird, dass sie „gelitten haben“ könnte an einem „banalen Irrtum“. Darum dass allein die Sorge zähle, „dass die eigene Seele Schaden nehmen könne“, weil alles andere Unheil daraus sich ergebe, dass die Zukunft einer einmal vielleicht nicht mehr männlich geprägten Welt, vielmehr offen sei. So in Los Angeles, der „Stadt der Engel“, der Spur der Schmerzen nachgehend, sucht die Erzählerin mit ihrem Engel Angelina eine Schleife zu fliegen, zurück zum Anfang. Den Schmerz nicht fürchtend,

geht es der Schriftstellerin darum, „eine vorläufige Arbeit zu einem vorläufigen Schluss zu bringen.“

Nun gut, an solchem gläubigen Marxismus hatte Harald sehr viel früher seine Zweifel – aber dennoch auch zu spät. Die westlichen Marxismen und die Debatten darum, hatten das begünstigt. Mittels der Wissenschaft der Politik Impulse zu geben, das ist sein Ziel gewesen – und da gab es, trotz aller Unterschiede, schon gewisse Parallelen zu der großen Schriftstellerin. Das Scheitern seiner Forschungsgruppen bei allen Versuchen, das zu schaffen, das haben sie gestern auf ihrer Tagung allenfalls gestreift, Dem, was man vielleicht lernen könnte aus ihren Ansätzen die es dabei gegeben hat – immerhin partiell erfolgreich, aber mit Grenzen, an denen sie nicht weiter kamen -, sind sie gestern nicht nachgegangen. Solchen Gedanken gibt Harald nun ein wenig Raum. Er wechselt die Ordner, überprüft schon jetzt ein erstes Mal seine Protokollnotizen, ergänzt seine Bewertungen an ein, zwei Stellen. Dann scrollt er erneut zurück und weiter.

Bei älteren Exzerpten und Notizen zu Wolfgang Koeppen hält er inne. Der hat ihn sehr früh in seinem Leben fasziniert, und später immer wieder. Und der hat nie gemeint, dass er sich als Schriftsteller auch intellektuell engagieren sollte, politisch Position zu beziehen in den Auseinandersetzungen seiner Zeit. Als unbestechlichen Beobachter hat er sich gesehen, gerade weil er keinesfalls Handelnder sein oder werden wollte, als Schriftsteller „kein Parteigänger“, sich „nicht mit den Siegern“ freuen. Vielmehr hat er sich als Beobachter allein gesehen, „oft in der traurigen Rolle der Cassandra unter den Trojanern“, so wörtlich in seiner Rede anlässlich der Verleihung des Georg-Büchner-Preises an ihn.

Kein Zufall, dass er in seinen „Portraits großer Meister“, Harald bleibt an seinem Ordner mit einigen Notizen dazu hängen, Franz Kafka so sehr schätzt. „Ein Denken, eine Angst, ein Herzschlag“ hat er seine Überlegungen zu ihm betitelt. Gut, für Kafka hat er, Harald, sich nie recht erwärmen können; aber Koeppens Nachkriegs-Roman-Trilogie, die hat ihn während seiner Studienzeit zutiefst beeindruckt. Darin begegneten ihm einsame, melancholische, oft wissende Gestalten. in einer Welt deren weiteren Fortgang, Goethes Bild von der Glocke mit dem Riss entsprechend, Koeppen nüchtern zeichnet. Es waren eher Dystopien vom Atemholen auf einem verdammten Schlachtfeld, die er damals schrieb. Sie haben sich nicht gut verkauft. Die westliche Kritik fragte, wo das Positive bleibe, die östliche vermisste die Einsicht, dass die gesellschaftlichen Widersprüche den historischen Prozess notwendig weitertrieben. Seinen Romanen fehle so die Perspektive, die die Not wenden werde. Der Vorwurf „Rückzug vom Realismus“ traf den Autor freilich nicht, der selbst in hohem Maße realistisch war, wie wir heute sehen können. Auch seine spätere Erzählung „Jugend“, erschienen dreißig Jahre später, nachdem er als Romanautor lange verstummt gewesen ist, zeichnete sich für Harald durch solchen Realismus aus.

Diesem Schriftsteller ging es nie um nüchterne, noch hehre Ziele, weder darum, die Welt zu verändern“, „für oder gegen etwas zu sein“, „Gerechtigkeit zu malen“. Alle

diese Antworten seien möglich, wären aber falsch, hat er gesagt, in der Rede anlässlich seiner Preisverleihung. Der schreibende stehe vielmehr als Beobachter des Lebens „mit seinen wechselnden Gefühlen, seinem ehrlichen Entsetzen, dem mannigfaltigen Mitleiden, dem hilflosen Zorn, der bösen Verzweiflung, an einem archimedischen Punkt außerhalb des Sozialgefüges.“ Er sei verführt die Welt aus den Angeln zu heben, sich jedoch der Aussichtslosigkeit dieses Begehrens sehr bewusst. Harald hält inne. Gewiss, das alles hat er seinerzeit gefunden bei diesem Autor. Es hat ihn tief beeindruckt, wie er so seine Sicht der Welt gestaltet hat. Dennoch hat er diese Haltung niemals so ganz teilen mögen. Als Intellektueller eingreifend zu handeln, das ist stets sein Ziel geblieben. Schriftsteller, die das versuchten, waren ihm letztlich näher, auch wenn sie ihn nicht so beeindruckt haben wie dieser. Unaufgelöster Widerspruch. Er kommt ins Grübeln, geht dann zum nächsten Ordner über.

Er stößt auf eine andere Notiz, ein anderes Zitat. Es geht um Koeppens Zeitgenossen Alfred Andersch. Von den Verführungen und Wandlungen des Kommunismus habe er gewusst. Die Konzentrationslager, die Strafkompagnie, die Militärgefangenschaft, die Hölle, die der Mensch bereite, habe er gekannt. Koeppen sieht „Gemeinsamkeiten in ihren Lebensläufen“, aber auch große Unterschiede. Andersch habe ernst genommen, womit er selbst versucht habe zu spielen: Hinneigung zu linken Gruppen, die er mied, selbst die linken, seien bei ihm zu finden. „Ich blieb allein und träumte den Traum der Anarchie“, schreibt Koeppen in einer Rezension zu Anderschs Roman „Winterspelt“ – Ardennen-Offensive, Winter 1944. Die Erzählung spiele die Möglichkeit durch, das Morden zu beenden. Andersch schreibe über einen, „der nicht mehr für den Menschen kämpfen möchte“. Doch treffe er dann hellichtig den bösen Kern der Sache“. Und zuletzt finden sich Sätze wie diese: „Kassandra, wann wurde sie verstanden?“ und „Das Vergangene ist nie tot, es ist nicht einmal vergangen.“

Harald grübelt, fühlt sich heute hin und her gerissen, unterbricht seine Lektüre, holt sich, es wird langsam spät, ein Glas Wein, fügt dann seinen hier recht alten Notizen einige neu hinzu, holt sich ein, zwei Bücher aus dem Regal, blättert darin, sucht vertraute Stellen, stößt auf Passagen, an denen der Schriftsteller über das Schreiben und sein erfolgreiches Scheitern dabei reflektiert: Zu William Faulkner schreibt Koeppen, der habe gewusst, als er betrunken kam zu seiner Nobelpreisverleihung, „dass er nicht zu ehren, ihm nicht zu danken war. Er hatte die Anstrengung des Schreibens auf sich genommen. Er wusste nicht warum.“ Dann stößt er auf Koeppens Bewunderung für Ernest Hemingway „Er ist ein wahrer Meister, ein großer Schriftsteller“, liest er, aber „nichts von seinem Werk“ werde bleiben. Dicht bei Camus dieser Gedanke, denkt er bei sich – und stößt dann auf eine Passage, in der sein geliebter Autor Hemingways Erfolg nachsinnt: Der Stierkampf sei, so Hemingway „das letzte, das vollkommene, das klassische Drama“. Ihm, gebe er seine kluge und düstere Exegese. „Es kommt der Tod, es kommt das Nichts, und man entgeht ihm selbst dann nicht, wenn man die Arena meidet.“. In ihr aber begegne man der „bedeutsamsten Erscheinung unseres Jahrhunderts – der Angst“.

Die Beschreibung aber von deren wahrem Gesicht hätte Heminway sein Publikum gekostet, vielleicht aber hätte sie „dazu beigetragen, den gewaltigen Tod zu besiegen.“

Harald endet schließlich bei seiner Notiz zu einer Rezension von Walter Jens, erschienen zum Erscheinen von Koeppens „Gesammelten Schriften in sechs Bänden“ im Jahr 1986. Für ihn ist der Schriftsteller der „Herr Cassandra“. Der ist einer, der zuletzt doch darauf vertraut, dass er auch als Beobachter, - als allein sinnend Handelnder, nicht nur Künstler ist, sondern am Ende für die soziale Wirklichkeit, außerhalb von deren Kraffteld, an einem abarischen Punkt sozusagen, seine Beobachterposition zu finden sucht - doch nicht ganz Folgenlos schreibt. Jens meint, ergreifend zu es sehen, wie Koeppen Mal für Mal der großen Misere des Hier und Heute die Vorstellung eines allgemeinen Aufbruchs ins Offene und Grenzenlose gegenüberstelle: „Die Welt war weit...Überall auf den Feldern und in der Weite leuchtete der Schnee auf.“

Er, Harald selbst, hat damals kommentiert, es habe eben seinen Preis, wenn die große gesellschaftliche Resonanz ausbleibe. Koeppen als Schriftsteller könne Kunstwerke produzieren, die mehr und Anderes, Neues zum Verständnis unserer sozialen Wirklichkeit beitragen als viele wissenschaftliche Analysen, viel facettenreicher. Aber es möge dann Augenblicke geben, in denen er nicht nur die „Last des Schreibens“ verspüre, sondern sich auch in seiner Kunst tätig zu verwirklichen meine, angelehnt an Denis Diderot, der Gedanke zu sein, den er niederschreibe, dem er Leben einhauche in den schönsten Augenblicken seiner Existenz. Wenn er auf seinem „Phantasieross“ reite, könne er sich im Kunstwerk vielleicht auch mit der Wirklichkeit versöhnen - auch wenn er sie zugleich so unerbittlich sichtbar mache, die Risse und Abgründigkeiten, die ihr eigen sind. Das ist dann die Kunst als „das mögliche Ende der Schrecken“ oder auch nur, in den Worten von Rainer Maria Rilke, als das „Atemholen vor deren Anfang“.

#### IV.

Harald hat seinen PC schließlich abgeschaltet, sich noch ein zweites Glas Wein geholt, sich damit in seinen Fernsehsender gesetzt, die Glotze aber aus gelassen. Ein wenig klassische Musik hat er noch gehört. Langsam ermüdend, hat er versucht, die Gedanken klarer zu ordnen, die ihn zuletzt umgetrieben haben. Dann wieder hat er sich ganz auf die Musik eingelassen, versucht sich zu entspannen. Er brauchte dieses Mal eine länger durchschlafene Nacht. Schließlich ist er zu Bett gegangen.

Als es hell wird, merkt er, es war besser mit dem Schlaf. Wirklich erfrischt fühlt er sich aber nicht. Er will noch ein wenig dösen. Dann bemerkt er, zwischen Nacht, Traum und Tag tauchen neue Gedankenbilder vor ihm auf. Wieder hat es nachts weiter gearbeitet in mir, denkt er ganz kurz bei sich, schließt dann die Augen. Vielleicht steigen und strömen diese Bilder und Gedanken noch einmal auf, dass er vielleicht erkennen kann, wie sie sich neu geordnet haben in seinem Kopf. Diderot

und Camus, die beiden Dichter-Philosophen, deren Denken in ihren Schriften in seinem Arbeitszimmer ruht – nein immer noch lebendig ist, ihn umtreibt, wie die Arbeiten manch anderer auch - sieht er vor sich. Und Im Hintergrund erscheint noch eine weitere Gestalt. Es scheint sie alle drei haben gelauscht, den Gedankengängen zwischen ihm und seinen Literaten oder auch denen unter diesen. Über zwei Jahrhunderte hinweg, so scheint es ihm, werfen sie sich Blicke zu. Und sie wechseln Worte:

„Es ist wahr“, sagt der frühere der beiden Denker; oder er selbst legt ihm die Worte in den Mund, fast druckreif formuliert, „alles ist stets in Bewegung, unser Denken und unsere Welt, mit der wir uns so auseinandersetzen und deren Teil wir sind. Wir bemühen uns, das beides zu verstehen. Unsere Vernunft bietet dazu große Möglichkeiten. Doch unsere Passion ist dabei nicht nur mit im Spiel. Sie treibt uns an. Man könnte daraus schließen, dass wir letztlich nichts vermögen angesichts der Naturgewalt, der wir unterworfen sind. Manche große Denker haben diesen Schluss gezogen. Aber man muss doch sagen, dass wir das Ganze unserer Welt nie voll erfassen können – und, was zwingend daraus folgt, dass für uns die Zukunft immer offen ist.“

„Und eben deshalb habe ich gesagt“, kommen ihm die Worte des Anderen in den Sinn, meint er sie fast zu hören, „dass wahre Großzügigkeit der Zukunft gegenüber darin besteht, in der Gegenwart alles zu geben. Immerhin eine etwas bessere Zukunft kann so möglich werden. Ja, es stimmt: es gibt diese beiden Wahrheiten als Möglichkeit: entweder den Umgang mit uns und unserer Natur, einen der, sagen wir, vernunftgemäßer ist, bei dem wir unsere Leidenschaften leben können, aber in besser zivilisierten Bahnen, oder aber das Scheitern aller Anstrengungen, die auf ein solches Ziel gerichtet sind. Die Revolte aber stützt sich auf die Wirklichkeit in ihrer Widersprüchlichkeit. Im unausgesetzten Kampf zu ihrer menschlicheren Wahrheit zu gelangen, ist ihr Sinn. Dadurch beweist sie sich, Sie ist die Bewegung unseres Lebens selbst. Man kann sie nicht leugnen, ohne auf das Leben zu verzichten. Ihr Aufschrei lässt jedes Mal ein Wesen sich erheben. Sie ist somit Liebe und Fruchtbarkeit, oder sie ist nichts.“

Liebe und Fruchtbarkeit, oder nichts, so hast du das geschrieben, denkt Harald, ganz bei sich. Und die Liebe wäre wohl für dich, wärest du nicht allzu früh gestorben, ein großes Thema noch geworden. Doch die, die revoltieren, das sind bei dir die jungen Erdenbürger, die stets am gleichen Ufer stehen. Aber ist es so nicht folgerichtig, dass die Aufklärung nicht hinauskommen will über die Vorstädte der Metropolen, wo einige sie denken, neu zu denken suchen? Wobei unsere Vorstädte heute andere sind als die zu Deiner Zeit mein großer Diderot. Heute entsteht dort nicht, noch ganz neu, der vierte Stand, später Marxens Proletariat. Heute leben dort unsere Arbeitsbürger. Im Reihenhaus, zwei PKWs in der Garage, fest eingebunden im Getriebe ihres Alltags, schier atemlos, mit wenig Zeit zum Denken, sind sie darum bemüht, ihn zu sichern, den erreichten Wohlstand und auch ihre Kinder fit zu machen, ihn wenigstens zu erhalten. Sie sind verunsichert von einer Welt, die ihr Fortschrittsversprechen kaum

noch sichern zu können scheint. Vielmehr drohen Krisen. Sie sehen sie nahen. In zunehmend bedrohlich empfundener Lage werden sie anfällig für fragwürdige Lösungsangebote. Alles geht so am Ende allein darum, dass es weitergehen muss. Und ganz ähnlich ist genau das das auch die Maxime der Profis in der Politik – und macht sie fast hilflos gegen machtbesessene Scharlatane, die populistisch ihre Reden schwingen. Die Menschen sind so anfällig für das Gift des Ressentiments. Und die, die herrschen wollen, getrieben wie immer von ihren Männerphantasien, saugen daraus Honig.

„Ja“, die dritte Gestalt tritt nun nach vorn. Es ist das Bild der Hannah Arendt, das er zu erkennen meint. Camus wendet sie sich zu. An dessen Worte knüpft sie an: „Das hast du so geschrieben. Dazu aber gilt es, immer wieder neu radikal zu denken, ohne jedes Geländer. Mithin entsteht auch die Gefahr, tief abzustürzen. Dagegen aber hilft allein, weiter zu denken – und zu verstehen, dass es im Prozess des Werdens nicht nur unserer Menschenwelt, sondern ebenso in der Geschichte der Natur, die uns unendlich lang erscheint, immer wieder das Unerwartete gewesen ist, dass ihren Fortgang möglich gemacht hat, stets zu Neuem hin. Schon zu meiner Zeit wussten wir über die Geschichte der Natur und davor die des Universums manches recht genau, was zu Beginn der Aufklärung“, sie blickt zu Diderot herüber, „allein philosophisch zu denken möglich war. Also ist, so habe ich geschrieben, trotz aller ernüchternden Erfahrungen aus zweihundert Jahren menschlicher Geschichte auch das Wunder unserer Freiheit möglich, denkbar und vielleicht doch herbeizuführen – im Raum der Politik und in einer Zukunft, welche eben offen ist.“

„Doch müssen wir den Fortgang unserer Gegenwart stets von der Zukunft her zu denken uns bemühen“, nimmt Diderot den Faden auf. „Es ist, wie ich geschrieben habe, vielleicht in meiner Wortwahl etwas irritierend: Dieser Zukunft habe ich mich oft erinnert bei all meinen Anstrengungen, ihr zuzuarbeiten. Meine Nachwelt wäre undankbar, so bin ich fortgefahren, wenn sie sich meiner nicht erinnern würde. Diese Nachwelt also ist das Paradies des Philosophen, dessen Denken dort beginnt, wo die Religion endet.“ Er schweigt kurz. Dann fügt er sehr nachdenklich hinzu: „Und diese Art von Paradies, wohl immer schon zerbrechlich und nie in sich ruhend, sondern stetig weiter in Bewegung und veränderlich, ist heute in größter Gefahr. Zu meiner Zeit haben wir begonnen, radikal genug zu denken, um dem zu begegnen. Aber der Fortschritt unserer Wissenschaft von der uns scheinbar äußeren Natur ist gewaltig – und er wird gefährlich. Denn die Menschen, die ihn vorantreiben, machen sich von sich selbst noch immer Bilder, die unaufgeklärt und wenig realistisch sind.“

„Es ist wahr“, wirft Arendt bitter ein, oder es ist eher seine eigne Bitternis, „in ihrem Denken fortgeschritten von der Natur- zu einer Universalwissenschaft, träumen heute viele, sich den Weltraum außerhalb der Erde zu erschließen, ihn zu nutzen, vielleicht gar zu beherrschen. Dieses Denken aber ist uralte, zutiefst herrschaftlich, sieht sich selbst fast göttergleich. Tatsächlich aber sind die Menschen hier auf der Erde deshalb konfrontiert mit einem Prozess, den sie selbst losgelassen haben. Und der wird immer mehr zu einem, der ihre Lebenswelt zerstört. Sie schaffen es nicht, diese

Welt politisch zu gestalten, so dass sie menschengemäßer wird – dem Bild entsprechend, an dem zu arbeiten wir immerhin begonnen haben.“

„Nun gut, für jenes transzendente Denken, von dem Diderot eben gesprochen hat, und du ja auch, war ich stets unbegabt“, greift Camus nun wieder ein, oder denkt er, Harald, so bei sich, noch immer zwischen Traum und Tag. „Aber mir war stets bewusst, wie euch beiden auch, dass wir Menschen davon kaum lassen können – und dass vor solchem Glauben die Möglichkeiten aller unserer Wissenschaft an Grenzen stoßen. Jeder von uns hat das letztlich als gegeben hingenommen - und dann weiter gedacht, unverdrossen. Dein Denken ohne Geländer wird so oft als schwierig, schmerzlich gar empfunden. Du zum Beispiel“, er blickt auf Diderot, „hast deiner Sophie ja geschrieben, dass du eure Ewigkeit wenigstens im Tanz eurer beider Moleküle miteinander vor Augen haben möchtest. Und wir alle schließlich, wenn wir immer wieder das freie Denken wagten, das welches ohne Geländer ist, wie du richtig sagst“, sein Blick richtet sich nun auf die andere, „bedurften dann doch auch des rettenden Geländers, das die Poesie allein uns bietet. Wir zwei“, sein Blick fällt nun erneut auf Diderot, „wir sind Dichter-Philosophen“ und auch du“, er wendet sich der anderen zu, „hast dich bemüht, deine Gedanken zu ‚verdichten‘. Die Lyrik deiner Sprache hast du gut gekannt, sehr geliebt und selbst ein wenig fortgeschrieben. Diese Form der Transzendenz unseres Lebens, hier, ganz irdisch, auf ein besseres Leben hin, ist uns allen dreien wichtig.“

Das Absurde unserer Welt in ihrem Glanz und in ihrer Endlichkeit war uns bewusst. Doch zugleich haben wir es noch gesteigert“, wieder blickt er auf Diderot, „indem wir literarisch unsere Welten auf eigene Rechnung geschaffen haben - träumend über unsere eigene Endlichkeit hinaus, fast bei Seite schiebend, dass die so gemalten Bilder ebenfalls verschwinden werden. Doch es gilt auch, was ich später als Schriftsteller zur Kunst geschrieben habe, vielleicht etwas emphatisch. Ich will es noch einmal unterstreichen: Die Welt ist göttlich, weil sie keinen Grund noch Zweck hat. Deshalb aber ist allein die Kunst, aus der gleichen Zweckfreiheit heraus, fähig, sie zu erfassen.“

Diese letzten Worte packen Harald. Es wird hell, und er ist wach. Zwar klingt das im ersten Augenblick fast nach Kant: so als stellte man die Natur unter das Verstandesgesetz von uns Menschen, so als sei die Wahrheit etwas, was unsere Denkkraft selbsttätig und in Freiheit hervorbringen könnte. Oder es erinnert ihn an die Ästhetik Schillers; als ginge es darum, das Kunstschöne als Freiheit in der Erscheinung zu verstehen. Nein er sieht dies bescheidener - und doch anspruchsvoll genug. Und er meint, er sieht es wie Camus. Hier geht es um spezifische Erkenntnismöglichkeiten, die die Kunst eröffnet. Damit hat der große Denker, politisch engagierte Intellektuelle, vor allem aber Dichter, seinen Punkt getroffen – und die beiden anderen haben ihr Gespräch, oder seinen Traum davon, genau dahin gelenkt: Sie alle drei haben großartiges geleistet - als Denker, engagierte Intellektuelle, praktisch politisch Handelnde. Sie haben ihm - vielleicht etwas spät, doch das lag allein an ihm - in dieser Hinsicht manchen Weg gewiesen. Anders als

die meisten seiner Schriftsteller, die er schätzt, fast liebt, hat er sich für die Wissenschaft entschieden und selbst politisch handeln wollen. Heute weiß er: politisch zu handeln, dafür ist er nicht gemacht. Die sinnenden Beobachter, die literarisch schreiben und gestalten, was sie sehen, sind ihm näher. Und doch, er bereut seine Entscheidung nicht, Jahrzehnte lang politiknah geforscht und sich engagiert zu haben – und auch nicht die vielen Lebensjahre, die von seiner Entscheidung geprägt worden sind.

Anders als Hölderlins Hyperion hat die Wissenschaft ihn nicht ausgeworfen aus dem Garten der Natur. Er ist ihr nicht in einen tiefen Schacht gefolgt. Sie hat ihm nichts verdorben. Vielmehr hat er gerade über sie ein klareres Bild seiner Welt gewonnen, Handhaben um zu versuchen, sich einzumischen in den Lauf der Dinge. Gut, nur in sehr engen Grenzen mag ihm das gelungen sein. Doch erst im Ergebnis dessen sieht er sich heute in der Lage, sein Bild der Welt, eines das leidlich gut fundiert ist, wengleich noch immer, unausweichlich selektiv, auch literarisch zu gestalten. Wie gut ihm das gelingt, dazu mögen andere sich äußern. Ob es aus künstlerischer Zweckfreiheit heraus ermöglicht wird, sie wirklich zu erfassen, diese Welt, steht für ihn dahin, ist ihm nicht wirklich wichtig. Der Versuch aber ist ihm seine Mühe wert, nein mehr noch, er bereitet ihm viel Freude, vermag Sinn zu geben. Dies ist ein Feld, das ihm noch offen steht. Das andere, auf dem er sich versucht hat, liegt weitestgehend hinter ihm. Ihre Tagung hat ihm das noch einmal völlig klar gemacht.

Gewiss ist es irgendwie noch immer seins. Er beobachtet, was dort geschieht. Mag sein, dass er es als Handelnder auch nicht gänzlich räumen wird, wenn sich dazu Gelegenheiten finden. Seine Notizen zur Tagung hat er ja aufgeschrieben. Mag Wolfgang sie nutzen, sofern er eine Dokumentation der Tagung plant. Er selbst wird solche Handlungsmöglichkeiten nicht länger systematisch suchen. Sie sind schwer zu nutzen, für ihn fast schon unzugänglich – und am Ende versprechen sie kaum anderes, als erfolgreich zu scheitern, einmal mehr. Alles hat seine Zeit. ‚Ihr‘ Institut hatte die seine. Wie er weitermachen wird, könnte er jetzt nicht sagen. Sicher ist aber eines: Es ist ein anderes, für ihn fast noch neues Feld, auf dem er sich versuchen will. Es wird immer wieder Tag, und dann sieht man sich seinem Berg gegenüber auf dessen Gipfel man den Fels zu rollen sucht.